

Schweizerisches Protestantenblatt.

Herausgeber: Pfr. Hans Andres, Bern; Pfr. Hans Baur, Basel; Pfr. Hans Rambli, Basel; Pfr. Hermann Schachenmann, Basel; Pfr. Jakob Läschler, Basel; Pfr. Willy Wuhrmann, Arbon.
Mitarbeiter: Pfr. J. G. Birnstiel, Basel; Pfr. Max Boller, Zürich; Pfr. Joh. Diem, Zürich; Pfr. Dr. Fr. Rudolf, Schöftland; Pfr. Paul Thürer, Netstal; Pfr. August Waldburger, Basel; Pfr. Dr. Ph. Zinsli, Schönenwerd u. a.

Wir sollen nur nicht in den Sinn nehmen, daß der heilige Geist gebunden sei an Jerusalem, Rom, Wittenberg oder Basel, an meine oder eine andere Person. In Christo allein ist die Fülle der Gnade und Wahrheit. *Deo laudamus ac laetamur.*

Erscheint auf jeden Samstag. Man abonniert auf jedem Postamt der Schweiz und des Auslandes. Abonnementspreis: Jährlich Fr. 5. —, halbjährlich Fr. 2. 50 für die Schweiz, nebst Portozuschlag für das Ausland. Bei der Post abonniert je 20 Cts. mehr für Einschreibgebühr.

Inhalt: Wochenspruch. — r: Kirchliche Kongresse in der Schweiz. I. — Hans Baur: Selbstkritik oder Selbsterleuchtung? — H. Andres: Beethoven und Goethe. — J. Läschler: Jakob Böhmer, ein schweizerischer Volkschriftsteller. VII. — Schweizerischer Verein für freies Christentum. — Briefkasten. — Stellegesuch. — Dankagung.

Wochenspruch: Alles opponierende Wirken geht auf das Negative hinaus, und das Negative ist nichts. Es kommt nicht darauf an, daß eingerissen, sondern daß etwas aufgebaut werde, woran die Menschheit reine Freude empfinde.

Goethe.

Kirchliche Kongresse in der Schweiz.

Es wird ein Hirt und eine Herde sein — das ist uns als ein Wort des Herrn überliefert; das war die lebendige Hoffnung der jungen Christengemeinde. Das Evangelium, die frohe Botschaft von der Gotteskindschaft der Menschen, sollte die Schranken der Klassen und Stände, der Länder und Nationen überwinden, alle Menschen als Brüder verbinden und sie zu einem geistigen Leib zusammenschließen unter dem Einen Haupte, Christus. Heute, nach 19 Jahrhunderten, wie weit sind wir gekommen? Wohl hat ja das Christentum, der christliche Glaube, sich bewährt als die größte Lebenskraft, die je in der Weltgeschichte eingetreten ist; aber die Christenheit ist doch weit davon entfernt, diese Eine Herde unter dem Einen Hirten zu sein. Die furchtbare Menschheitstragödie, die wir erleben, hat nun allerdings in mächtiger Weise die Unionsgedanken in der Christenheit, namentlich in der protestantischen Christenheit geweckt und gestärkt. Man hatte doch allgemein das Gefühl, daß die christlichen Kirchen bisher viel zu wenig getan hatten, um über allem Nationalismus die völkerverbindenden und völkerveröhnenden, die eigentlichen Friedensgedanken des Evangeliums den Menschen zum Gemeingut zu machen. Vielleicht waren sie in ihrer Verinselung, getrennt voneinander, auch nicht im Stande gewesen, mehr zu tun. Und so ging nun durch die Welt des Protestantismus etwas wie ein Sehnen und Verlangen nach Zusammenschluß mit allen Christen oder doch mit den näheren Glaubensgenossen. Speziell Nordamerika und England waren die Träger dieser Unionsgedanken, und im August fanden in der Schweiz verschiedene Konferenzen statt, welche alle in irgend einer Weise der Verwirklichung dieser Idee dienen sollten.

Yorker (anglikanische) Bischof Brant, der mit Rob. H. Gardiner die Seele des Faith-and-Order ist, daß die römisch-katholische Kirche der Einladung nicht gefolgt sei, und bezeichnete es dann als das Hauptziel der Konferenz, eine Basis zu suchen, auf der eine einzige Kirche aufgebaut werden könnte; das sei das größte Ziel, das Menschen sich je gesteckt hätten. Ob es auch ein erreichbares, ja auch nur ein wünschbares Ziel sei, ist eine andere Frage. Die eingehende Diskussion, namentlich über den Begriff der Kirche, über ein gemeinsames Glaubensbekenntnis und über das, was die christlichen Kirchen in Dogma (faith) und in der Organisation (ordre) trennt, zeigten deutlich die Schwierigkeiten einer einheitslichen Weltkirche; und der dänische (lutherische) Bischof Ostenfeld wird wohl recht behalten: die Frage der Einheit sei eher eine Lebensfrage als eine organisatorische oder theologische Frage, wie ja auch die Reformation mehr eine religiöse als eine theologische Bewegung gewesen sei. Die schweizerischen reformierten Kirchen stehen dem Faith-and-Order wegen seiner dogmatischen Gebundenheit und auch wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für eine bischöfliche, also undemokratische und unreformierte Gestaltung der Kirche vorläufig noch abwartend gegenüber. Sie haben sich darum auch offiziell nicht vertreten lassen; wohl aber nahmen einzelne Geistliche, namentlich Genfer, an den Verhandlungen teil, und die Genfer Kirche hieß diesen ersten kirchlichen Unionskongreß auf Schweizerboden herzlich willkommen. (Schluß folgt.)

Selbstkritik oder Selbstzerfleischung?

Was unsern Lesern von den seltsamen Blüten zu wissen not tut, die in den letzten Jahren in der Schweizer Kirche zu Tage traten, haben wir regelmäßig, wenn auch vielleicht nicht mit der tragischen Miene, die erwartet wurde, vorgeführt. Da kam Hans Faber und zerriß die evangelische Kirche in Fetzen, Hermann Rutter und zerhieb sie wie Sankt Michael den Drachen, Leonhard Ragaz und verkündete ihr nahes Ende, und der ganze griechische Chor ihrer Nachbeter stellte sich auf den Rothurn, um einer den andern in Verdammungsflüchen zu überbieten, über dieselbe Kirche, deren Brot sie aßen. Letztes Jahr gab nun R. A. Bernoulli in buchtechnisch erstklassiger Aufmachung die auf seines alten Lehrers Overbeck Schreibtiisch in buntem Lohwobohu nach seinem Tode vorgefundenen Zettel als ziemlich souverän gestaltetes Buch heraus, das er „Christentum und Kultur“ nannte und das eine völlige Absage an die Kirche, die theologische Arbeit, ja die Religion überhaupt bedeutet. Es stellt die vernichtenden Angriffe Overbecks über die „Christlichkeit unserer Theologie“ weit in Schatten durch die, seinem Freunde Nietzsche entlehnte hochmütige und apodiktische, gänzliche Ablehnung aller religiösen und kirchlichen Arbeit. Er fühlt sich als „Befreier der Kultur von der modernen Theologie“ (diese ist ihm, weil die unwiderleglichste, die verhaßteste von allen; wie übrigens Nietzsche auch!), als Herold des „finis Christianismi“, obwohl er selber findet, „sein Urteil nehme für sein Gefühl einen totschlägerischen Charakter an, der es ihm selber unsäglich widerlich mache.“ „Ich kann über die Entbehrlichkeit der Religion nicht im Zweifel sein.“ Wir verschonen unsere Leser mit andern Urteilen dieser Art, die sich ja im Kreis der Atheisten mit größter Leichtigkeit vermehren lassen. Professor Eberhard Vischer konstatiert im „Kirchenblatt“, daß auch diese (trotz aller Gegenklärung) haßerfüllte Schrift wohl niemals vom Verfasser selber herausgegeben worden wäre, und zugleich das Rätsel, daß wiederum eine ganze Reihe junger Theologen mit Begeisterung in Overbeck's Chorus einfalle. —

Was ihn am meisten aufregt, ist die Tatsache, daß diese Adepten gerade in diesem feindlichen Verhalten gegen die Religion die höchste Religion entdecken wollen und Overbeck eine verborgene Religiosität unterstieben, gegen die er sich selber am wütendsten auflehnt hätte.

Die ganze Erscheinung gehört in das Kapitel der allgemeinen Psychose, an der unsere Zeit krankt. Overbeck war noch von all den Flagellanten, die sich und ihr Heiligstes mit wohlwüstiger Grausamkeit zerfleischen, der klarste und über seiner Erkrankung erhabenste Geist; denn er verschloß doch die Entladungen seines Grams und Grolles in sicherer Truhe, wo kein Blick hinsah. Er hat in jenem Geständnis selber offenbart, wie mörderisch solche Ausbrüche wirken, die mehr dem leidenschaftlichen Gemüt als dem klaren Verstand entspringen. Er fühlte, daß diese Minderwertigkeitsgefühle des melancholischen Pessimisten nichts Schöpferisches an sich haben, sondern immer tiefer in Nacht und Grauen führen müssen. Und so ließ er seine finsternen Gedankenspäne dort, wo sie nicht schaden konnten.

Gerade auf solche pikanten Aphorismen aber sind unsere modernen Literaten aus. Je verblüffender, je ungerechter, je einseitiger ein Ausspruch ist, um so mehr greift der Leser danach. Jeglicher Objektivität ist der Tod geschworen. Wo aber die Prometheusnaturen gegen Zeus die Faust erheben, wo Drest seine Mutter erschlägt, wo Inzest und Aufruhr gegen das Ewige und Heilige sich emporrecken, da ist man mit Entdeckerfreuden dabei und „ahnt im Wahnsinn das Genie“.

Solche Stimmung ist auch in die theologische Welt eingezogen. Nicht die stille treue Selbstenarbeit, nein die dionysische Stürmerei ist vielen das Kennzeichen echter Christlichkeit und Wissenschaft. Und je rücksichtsloser und mörderischer einer gegen Gott und das Heilige rast, um so näher scheint er ihrem Gott zu sein. Niemand hat größeres Verständnis für das Mystische, Unsagbare, ewig Verborgene in Gott als wir, und Otto's wichtiges Buch über diese Seite des religiösen Lebens „Das Heilige“ (Jahrgang 1917, Seite 203) war für uns eine wahre Erlösung aus der kalten, platten, planen Behandlung der tiefsten Rätsel des Daseins. Aber diese Wahrheiten haben ihre großen Gefahren in sich, weil sie leicht jede ehliche, ruhige Arbeit als solche verdächtigen. Es handelt sich hier nicht um ein Entweder Oder, sondern um ein Sowohl Als auch. Wir brauchen religiöse Führer, die einerseits von der ganzen Urkraft und revolutionären Tiefe des religiösen Lebens durchdrungen sind, die aber andererseits ebenso fest und stetig die Pflugchar ihres gottgeschenkten Verstandes in der wissenschaftlichen Durchackerung des heiligen Feldes führen.

Und dazu hat von jeher Selbstkritik gehört. Unsere Väter haben die goldenen Rücksichtslosigkeiten wahrhaftig auch gekannt und für sie gelitten. D. F. Strauß' Leben Jesu, F. C. Baur's Urchristentum, Biedermann's Dogmatik — um nur diese drei zu nennen! — haben den scharfen Stahl unerbittlich geführt. Aber sie haben es wie der Bauer auf dem Acker, wie der Arzt am Operationstisch zum Zweck des Aufbaues getan, und die Entwicklung hat ihnen recht gegeben. Ein neues Leben auf allen Gebieten, sogar bei ihren theologischen Gegnern, das war der Erfolg. Selbstbefinnung auf der ganzen Linie, Gewinnung Unzähliger für die Religiosität unter ihren Verächtern, soziale und ethische Gewissensweckung, Werke der Liebe und Gemeinnützigkeit — das liegt vor Aller Augen, die sehen wollen. Das war die Frucht der Selbstkritik.

Aber diese krankhafte Selbstzerfleischung, die wie jede Raserei die besten Kräfte aufzehrt, das beste Wollen im Keim erstickt, endlosen unfruchtbaren Zank heraufbeschwört, immer neuen Hunger nach neuen Seltsamkeiten, Verstiegenheiten, Rücksichtslosigkeiten weckt, sie muß als eine Seuche erkannt

und wie jede andere bekämpft, lokalisiert und ausgerottet werden. Es ist der theologische Golem, den wir befehlen.

Wir danken Professor Eberhard Vischer für sein mannhaftes Wort, das ihm erneut die Sympathien vieler junger Schwärmer entziehen wird — wie ist's nicht B. Wernle u. a. gegangen! —, das aber wie ein reinigendes Gewitter zu wirken berufen ist. Merkt ihr bald, ihr Verächter der Reform, wie nötig ihre Art ist, zugleich unerbittlich kritisch, weil wahrhaftig, und zugleich aufbauend und schöpferisch zu sein, weil mit allen Wurzeln im Götterglauben Jesu haftend! Davon mehr in Arbon! [4 ans Baur]

Damit seien die uns zugestellten Broschüren des Münchner Verlags Kaiser angezeigt und besprochen: R. Barth und Ed. Thurneysen, Zur inneren Lage des Christentums, und R. Barth, Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke; je Fr. 1.50.

Beethoven und Goethe.

Aus dem interessanten Buche von Professor Dr. Otto Hellinghaus: „Beethoven in Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern“ geht hervor, daß die beiden Großen, der Komponist und der Dichter, Beziehungen zu einander hatten, vermittelt durch eine Verehrerin beider, Bettina von Arnim, geborne Brentano. In einem Briefe vom 28. Mai 1810 schrieb diese an Goethe, daß sie bei Beethoven der Welt und seiner vergessen habe; er schreite der Bildung der ganzen Menschheit weit voran. Möge er sein höchstes Ziel erreichen, dann lasse er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Bei einem Besuche Beethovens sang dieser ihr am Klavier die Goetheschen Lieder: „Kennst du das Land?“ „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe“, die er komponiert hatte und sprach zu ihr: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich; ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Empfindet man nicht in dem Lied der Mignon: „Kennst du das Land?“ ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? Sagen Sie Goethe, er soll meine Symphonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörpernte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist.“

Goethe schrieb darauf an Bettina: „Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, nun seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo dann ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vorteil brächte.“ „Sehr viel Freude würde es mir machen, wenn Beethoven mir die beiden komponierten Lieder von mir schenken wollte, aber hübsch und deutlich geschrieben; es gehört zu meinen erfreulichsten Gerüchen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz richtig erwähnt) wieder aufs neue versinnlicht wird.“

Bettina veranstaltete dann eine Zusammenkunft ihrer beiden Freunde in Teplitz, nachdem Beethoven eben den „Egmont“ in Musik gesetzt hatte und zwar bloß aus Liebe zu Goethes Dichtungen, die ihn glücklich machten. Er kündete ihm selber die Uebersendung des „Egmont“ an und wünschte sein Urteil darüber zu vernehmen. Goethe stattete Beethoven den aufrichtigsten Dank ab und nach der Zusammenkunft mit ihm am 19. Juli 1812 schrieb er noch am gleichen Tag an seine Frau: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderbarlich stehen muß.“